

Hilfe für Aids-Waisen in Afrika

Wegen der Aids-Pandemie wachsen in Afrika immer mehr Kinder und Jugendliche als Waisen oder Halbwaisen auf. Allzu früh sind viele auf sich allein gestellt. In Tansania hilft ihnen das [Humuliza](#)-Projekt. In einer weitgehend selbstverwalteten Jugendorganisation erhalten sie psychosoziale Unterstützung und lernen mit dem Verlust ihrer Eltern umzugehen und ihr Leben selbstständig zu meistern. Zusammen mit *Terre des Hommes Schweiz* finanziert die *Novartis Stiftung für Nachhaltige Entwicklung* das Projekt.

Kein anderer Kontinent ist von der Aids-Pandemie so stark betroffen wie Afrika. Die Immunschwäche-Krankheit ist südlich der Sahara bei Erwachsenen zwischen 15 und 59 Jahren die wichtigste Todesursache. Etwa 12 Millionen Kinder unter 18 haben Vater, Mutter

Zwischen dem 21. und dem 24. Oktober 2006 hatte ich Gelegenheit, die Arbeit der Organisation [Humuliza](#) im Distrikt Kagera in Tansania zu beobachten. Im Auftrag der Novartis Stiftung für Nachhaltige Entwicklung entstanden in Nshamba und Umgebung eine Reihe von Momentaufnahmen. Die Texte erschienen, zusammen mit Bildern des Basler Fotografen Christian Flierl, im [Jahresbericht](#) der Stiftung. Sie sind auch auf ihrer Website verfügbar.

oder beide Eltern wegen Aids verloren. Bis 2010 wird die Zahl auf knapp 16 Millionen steigen. Dies hat weit reichende Konsequenzen für die betroffenen Länder. Denn vom Trauma sind nicht nur die Kinder und ihre Familien betroffen, unter dem Verlust leidet die ganze Bevölkerung. Wer ohne Eltern aufwächst, nimmt nicht nur seelisch Schaden, sondern ist häufig auch körperlich krank und schlecht ernährt. Auf sich allein gestellt, se-



Den aufrechten Gang lernen: Humuliza-Hauptquartier in Nshamba

hen sich Waisen und Halbwaisen oft ausgegrenzt und drangsaliert. Und sie haben niemanden, der ihnen praktische Fertigkeiten beibringt und ihnen sozial und moralisch als Leitbild dient.

Das vom Soziologen Kurt Madörin mit *Terre des Hommes Schweiz* in Nshamba, in der Region Kagera, im Nordwesten Tansanias, seit Mitte der neunziger Jahre aufgebaute und hauptsächlich von der *Novartis Stiftung* finanzierte Hilfswerk *Humuliza* versucht, den Kindern und Jugendlichen in umfassender Weise beizustehen. Die psychosoziale Hilfe steht im Mittelpunkt. Sie soll in erster Linie die natürliche Vitalität und Lebenskraft, die *Resilienz* der Waisen stärken. Die in 20 *Clusters* gegliederte selbstverwaltete Jugendorganisation *Vijana Simama Imara* (VSI) mit derzeit 2200 Aktiven und die Gruppen der *Rafiki Mdogo* mit 1100 Kindern spielen dabei die Hauptrolle. Dort erfahren die Waisen Freundschaft und – etwa beim Bau eines Hauses – tatkräftige Hilfe, dort lernen sie ihre Stärken und Schwächen kennen, dort bauen sie ihr Selbstbewusstsein auf. Darüber hinaus bietet das neunköpfige *Humuliza*-Team vielfältige Unterstützung in praktischen Dingen: Landwirtschaftskurse vermitteln theoretisches und praktisches Grundwissen in Tierhaltung, Acker- und Gemüsebau; ein einjähriger Englischkurs bereitet auf die Eintrittsprüfung in die Mittelschule vor; die eigene Bank verwaltet Sparkonten und vergibt Kleinkredite; für Mädchen gibt es einen Selbstverteidigungskurs; und wo Not herrscht, springt *Humuliza* mit finanziellen Beihilfen ein.

Humuliza ist in Fachkreisen weltweit als das am besten dokumentierte und wissenschaftlich begleitete Projekt für Aids-Waisen bekannt. Die auf ihre speziellen Bedürfnisse abgestimmten gruppentherapeutischen Konzepte und die in Nshamba erarbeiteten Handbücher zur Ausbildung in psychosozialer Hilfe werden von anderen Hilfswerken übernommen. Sie bilden auch die Grundlage, auf der mehrere Hilfswerke mit Unterstützung der *Novartis Stiftung* und der offiziellen

Generationslücke

«HIV/Aids trifft vor allem Erwachsene im jungen und mittleren Alter. Damit beraubt das HI-Virus die Gesellschaften genau jener Menschen, deren Arbeit und Kenntnisse für die wirtschaftliche Produktivität und die Vermittlung von Werten und Wissen an die nachfolgende Generation von Bedeutung sind. Ein trauriges Beispiel ist das südliche Afrika. ... Während zwischen 1985 und 1990 noch 20 Prozent aller Todesfälle die Gruppe der 20- bis 49-Jährigen trafen, hat sich ihr Anteil heute auf nahezu 60 Prozent fast verdreifacht.

Wenn der Zugang zu antiretroviralen Medikamenten nicht massiv und dauerhaft ausgeweitet wird, könnte die Lebenserwartung in den am schlimmsten von HIV/Aids betroffenen afrikanischen Ländern bis zum Jahr 2010 extrem sinken. Sie läge dann voraussichtlich bis zu 30 Jahren unter dem Niveau, das für 2010 ohne die HIV-Pandemie angenommen würde. ... Bis zum Jahr 2007 werden elf Länder in dieser Region mehr als zehn Prozent ihrer Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter an Aids verloren haben, in fünf Ländern werden es bis 2010 voraussichtlich sogar mehr als 20 Prozent sein.

In sechs der zehn afrikanischen Länder südlich der Sahara, in denen 15 Prozent oder mehr aller Kinder einen oder beide Elternteile verloren haben, ist Aids die Hauptursache der Verwaisung. In den übrigen vier Ländern hat die Immunschwächekrankheit 25 bis 40 Prozent der Kinder elternlos gemacht.»

Peter Piot, geschäftsführender Direktor des UN-Koordinierungsprogramms für den Kampf gegen HIV/Aids (UNAIDS), im DSW-Datenreport «Weltbevölkerung 2006».

Entwicklungshilfe-Agenturen der Schweiz und Schwedens, Deza und Sida, die *Regional Psycho-Social Support Initiative for Children affected bei Aids, Poverty and Conflict* (REPSSI) aufbauten. Ihre Hauptaufgabe ist es, Mitarbeitende von Partner-Hilfswerken in psychosozialer Betreuung von Aids-Waisen und anderen hilfsbedürftigen Kindern und Jugendlichen zu schulen, so dass sie in der Lage sind, in der eigenen Organisation selbstständig Lehrgänge durchzuführen.



Gemeinsam über Notrationen entscheiden: VSI-Gruppe, Caretaker in Itongo

VSI-Versammlung in Itongo

Eiserne Reserve gerecht verteilen

Es ist eine ungewöhnliche Versammlung, die in der Abenddämmerung im Schatten des riesigen Baumes hinter der Primarschule von Itongo stattfindet. Denn neben den VSI-Mitgliedern sind auch die *Caretaker*, die Betreuungspersonen, eingeladen. Knapp 40 von ihnen, meist Grossmütter, sind gekommen. Sie sitzen im Halbkreis etwa 50 Jugendlichen gegenüber.

Geleitet wird der Anlass vom Vorsitzenden der Gruppe und seinem Assistenten, einem erfahrenen früheren VSI-Mitglied. Hin und wieder greift auch John Mushome, der stellvertretende Leiter des *Humuliza*-Teams, ein und macht vorsichtig Vorschläge.

Die Probleme, die gelöst werden sollen, sind schwierig. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie die rund 600 000 TSH (etwa 350 Euro) einzusetzen sind, die sich im *Humuliza*-Hilfsfonds angesammelt haben. Das Geld stammt aus Beiträgen der Betreuungspersonen, die in Form von Bitterbananen geleistet werden. Die Bananen werden zu Bier vergoren, und der Verkaufserlös fliesst in den Fonds. Auch

die Mitglieder des VSI selbst steuern bei, indem sie einen Teil ihrer Einnahmen aus kleinen Geschäften und Dienstleistungen in die Hilfskasse abführen.

Das *Humuliza*-Team schlägt vor, angesichts grosser Not auch Aids-Waisen zu unterstützen, die nicht VSI-Mitglieder sind. Denn viele Kinder, die eigentlich gern beiträten, begründet das Team den Vorschlag, würden nicht aufgenommen, weil die Cluster ihn letzter Zeit zu gross geworden seien. Schon die ersten Wortmeldungen zeigen, dass die Idee nicht gut ankommt: Es sei schon fast unmöglich, die bedürftigsten Mitglieder mit dem Nötigsten auszustatten, wird argumentiert. Überdies seien es ja die VSI-Mitglieder und ihre *Caretaker* gewesen, die die eiserne Reserve angelegt hätten. Schliesslich wird ohne Abstimmung klar, dass sich der Fonds auf die Bedürfnisse der eigenen Leute beschränken soll.

Im Vordergrund müsse im Moment die Nahrungsmittelhilfe stehen, heisst es dezidiert von Seiten der Alten. Das schlechte Wetter habe dazu geführt, dass viele Familien nicht mehr genug zu essen hätten. *Humuliza* solle deshalb mit dem Geld Mais kaufen und allen einen 18-Kilo-Kessel geben. Soll pro Familie oder pro Person ein Kessel verteilt werden?

Die Meinungen sind eindeutig: Die Notrationen sollen den Familien gegeben werden, egal wie viele Kinder mitessen. Zudem müsse streng kontrolliert werden, dass jede Familie nur einmal Mais hole, lautet eine weitere Forderung. Ein Schüler findet, die Festlegung auf Mais fragwürdig. Er brauche dringend Hefte und Schreibsachen. Doch aus dem VSI-Kreis kommt sofort Widerspruch. Mit leerem Bauch könne man nicht lernen. Deshalb müsse man sich nun auf das wirklich Notwendige beschränken. Grosser Applaus. Aus dem VSI-Kreis schlägt ein Junge vor, die besonders Bedürftigen sollten bevorzugt behandelt werden. Er nennt fünf Namen. Alle fünf leben mit ihren Geschwistern allein. Die Kinder stehen auf, so dass alle wissen, wer gemeint ist. Alle sind einverstanden, dass sie mehr Mais erhalten sollen. Die Versammlung beschliesst, auch Kinder mit sehr alten Grossmüttern besser zu stellen. Schliesslich wird auch noch über den Fonds abgestimmt. Alle sind damit einverstanden, auch in Zukunft Beiträge in die Notkasse einzuzahlen.

Der Leiter der Gruppe fordert die VSI-Mitglieder auf, den Grossmüttern beim Pflanzen zu helfen und ihnen die schwere Arbeit abzunehmen. Ein Mädchen fragt, ob es nicht möglich wäre, die Schuluniform und gute Schuhe aus dem Fonds zu kaufen. Ein anderes Mädchen erklärt, es könne nicht mehr zur Schule gehen, weil es sich das Schulgeld nicht mehr leisten könne. Der Leiter-Assistent macht darauf aufmerksam, dass Kinder, die solche Probleme hätten, beim *Humuliza*-Büro einen Antrag stellen sollten. Unter Tränen berichtet ein Mädchen, dass es nach dem Tod seiner Eltern zu einem Onkel gezogen sei, der aber inzwischen ebenfalls gestorben sei. Nun habe der Verwandte, bei dem sie jetzt lebe, seine Arbeitsstelle gewechselt und sei mit ihr umgezogen. Sie sei nicht in der Lage gewesen, den Wechsel der Schule zu arrangieren; deshalb gehe sie nun nicht mehr hin. Unter dem Applaus der Anwesenden sagt John Mushihome schnelle Hilfe zu.

Ein Junge meldet sich mit dem Anliegen, dass er zwar Mais brauche, aber auch einen Pull-

over zur Schuluniform nötig habe. Die Frage, ob sie bereit seien, für ihren Freund Geld zusammenzulegen, damit er zu seinem Pullover komme, wird begeistert bejaht und beklatscht.

Ein weiterer Punkt ist der Hausbau. Viele Kinder brauchen neue Heime. Das dafür vorgesehene Budget ist aber schon aufgebraucht. Es gibt zu viele Anfragen. Ein Entscheid wird nicht getroffen; niemand weiss im Moment, wie das Problem zu lösen wäre.

Die letzte Frage betrifft den Spezialfall, wie die Witwen eines Mannes behandelt werden. Gelten sie als ein Haushalt oder als zwei? Pragmatische Antwort: Wenn sie in verschiedenen Häusern leben, handelt es sich um zwei Haushalte, so dass im konkreten Fall beide Witwen mit einem Kessel Mais rechnen können. Wenn sie unter demselben Dach wohnten, erhielten sie nur einen Kessel.

Eindrücklich ist die Gelassenheit mit der die Versammlung lebenswichtige Probleme behandelt und die Rücksicht, die dabei auf individuelle Notlagen genommen wird. Die Fragen der Kinder haben offensichtlich dasselbe Gewicht wie die Äusserungen der Erwachsenen. Es ist eine der wichtigsten Errungenschaften von *Humuliza*, dass es heute im ganzen Gebiet von Nshamba selbstverständlich ist, dass Erwachsene – vor allem auch ältere Männer, die früher alle wichtigen Entscheidungen allein fällten – die Jugendlichen ernst nehmen. Die Waisenorganisation VSI hat mit der in Afrika weit verbreiteten Vorstellung aufgeräumt, dass die besten Kinder jene sind, von denen man nichts sieht und nichts hört. VSI-Mitglieder üben in ihren Versammlungen, selbstbewusst aufzutreten und ihre Anliegen und Ansichten auch vor einem grossen Publikum zu vertreten.

Zum Schluss, wie schon zu Beginn, singen alle gemeinsam. Unter dem schützenden Blätterdach wird die Zusammengehörigkeit und die Würde spürbar, die diesen Menschen die Kraft gibt, ihr schwieriges Leben zu meistern. (Momentaufnahme vom 21.10.2006)



Text hier eingeben

Rafiki Mdogo, die kleinen Freunde

Vor einem kleinen Schulhaus in den grünen Hügeln bei Nshamba halten Frauen einen Schwatz, während drinnen die Kinder der Rafiki Mdogo-Gruppe (Kleiner Freund) im Kreis auf Kindergarten-Bänken sitzen. Zwei ältere Mädchen aus dem VSI-Cluster haben ein Programm vorbereitet, das die Kinder ermuntert, ihre Scheu abzulegen, sich vor alle hinzustellen und nach einem vorgegebenen Muster laut zu sprechen. Zuerst wird aber viel gesungen und dazu rhythmisch getanzt und geklatscht.

Die Kindergruppe Rafiki Mdogo entstand, nachdem eine VSI-Versammlung im Jahr 2000 entschied, das Mindestalter der Mitglieder auf 13 festzulegen. Jüngere Aids-Waisen mussten wieder aus der Jugendorganisation austreten. Das Humuliza-Team fand den Entscheid zwar falsch, akzeptierte ihn aber. Es war allen klar,

dass die Jüngeren psychosoziale Unterstützung mindestens ebenso nötig hatten wie die Jugendlichen. Viele waren auch auf Nahrungsmittelhilfe und medizinische Pflege angewiesen. Im Jahr darauf brachte das Leitungsteam deshalb 15 Aids-Waisen im Alter zwischen 9 und 11 mit drei VSI-Mitgliedern zu einem Workshop zusammen. In Gruppendiskussionen machten die Kinder eine Auslegung ihrer Probleme und suchten gemeinsam Lösungen. Schliesslich kamen sie überein, dass die jüngeren Kinder eine eigene Organisation gründen würden, falls sie auf die Unterstützung des VSI zählen könnten.

Die Gruppe nannten sie Rafiki Mdogo (Kleiner Freund). Kurz darauf begannen mehrere VSI-Mitglieder, periodisch Treffen mit jüngeren Waisen zu organisieren. Zum Programm gehörten regelmässige Besuche von VSI-Mitgliedern bei den Kleinen, «Geschichten erzählen, Unterweisung über Sauberkeit und Körperpflege, spielen und singen, tröstende Hausbesuche besonders nach Todesfällen».

Die Programmarbeit begann im ersten Jahr in vier Clustern mit Gruppen von je 15 bis 20 Kindern. Heute ist Rafiki Mdogo als Kinderorganisation im ganzen Tätigkeitsgebiet von Humuliza fest etabliert und hat über 1100 Mitglieder. Geleitet werden die Treffen von VSI-Mitgliedern, die von Humuliza speziell für die Arbeit mit Kindern ausgebildet werden. Die Erziehung zur Sauberkeit gehört weiterhin zu den wichtigen Themen. Die Kinder erhalten regelmässig ein Stück Seife, auch Unterwäsche wird ihnen abgegeben.

Im Kreis lernen die Kinder heute spielerisch, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu unterscheiden. Eines nach dem anderen soll sich in die Mitte des Kreises stellen und allen sagen, wie es früher war, wie alt es jetzt ist und was es tun will, wenn es älter ist. Martinus sagt: «Früher hat meine Mama für mich gesorgt. Jetzt bin ich acht. Wenn ich gross bin, will ich Polizist werden.» Und Emerita erklärt: «Früher hatte ich Angst im Dunkeln. Jetzt bin ich sieben. Wenn ich gross bin, werde ich Krankenschwester.» Für viele Kinder dominiert die sorgende, manchmal auch die strafende Mutter die Erinnerung. In der Gegenwart steht für alle das eigene Alter und die Schulklasse im Mittelpunkt. Die Zukunft ist weit weg und lässt Platz für Phantasien: Die meisten Buben wollen «Polizist» werden oder – simpler – «ein Fighter»; einige stellen sich als «Lehrer» vor. Bei den Mädchen ist das Spektrum breiter: «Lehrerin» ist bei ihnen etwa so beliebt wie «Krankenschwester», einige wollen auch «Nonne» werden oder «Ärztin». Aber darauf kommt es gar nicht an. Viel wichtiger ist den Leiterinnen, dass sich die Kinder getrauen aufzustehen, dass sie sich in die Mitte des Kreises stellen und möglichst laut sprechen. Vor allem die Kleineren brauchen manchmal noch Aufmunterung. Ausgelacht wird dabei niemand. Es breitet sich keine Unruhe aus, wenn ein Kind zuerst aus Verlegenheit herumhampelt und Grimassen schneidet. Alle sind gespannt darauf, was kommen wird, und klatschen begeistert, wenn die Aufgabe erfüllt ist.

(Momentaufnahme vom 23.10.2006)



Kurt Madörin, Gründer und Spiritus Rector von *Humuliza*, wurde 1938 in Sissach, im Kanton Basel-Stadt, geboren. Er war zuerst Primarlehrer und studierte später Soziologie. Mit einer Dissertation zur «Übernahme moderner landwirtschaftlicher Technologien durch die einheimischen Bauern in den Entwicklungsländern, spe-

ziell in Ostafrika», doktorierte er an der Universität Basel bei Professor K. William Kapp. Bevor er 1980 bei *Terre des Hommes Schweiz (TdH)* Koordinator der Auslandsprojekte wurde, war Madörin jahrelang Dozent in Burundi und Moçambique – eine logische Fortsetzung seines politischen Engagements in den *Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH)* und im *Solidaritätskomitee Afrika, Asien und Lateinamerika (SKAAL)*. Als zu Beginn der neunziger Jahre in Tansania die Aids-Epidemie ausbrach, begann TdH zunächst in Nshamba (Region Kagera) mit einem traditionellen Hilfsprogramm, indem über die lange bewährte Partnerorganisation *Community Development Trust Fund (CDTF)* Schulgeld gezahlt und Kinderkrippen unterstützt wurden. Später, als das ganze Ausmass der Katastrophe sichtbar wurde, begann Madörin die Möglichkeiten psychosozialer Hilfe für Aids-Waisen zu sondieren. Es stellte sich heraus, dass nur *Rädda Barnen*, der schwedische Zweig der Organisation *Save the Children*, in Uganda erste Erfahrungen gesammelt hatte. Deshalb klärte Madörin auf einer Erkundungstour die weiteren Bedürfnisse ab und entschloss sich nach intensiven Vorbereitungen, ein auf 18 Monate beschränktes Pilotprojekt zu wagen. Aus ersten Ansätzen mit vier Mitarbeitenden, die vor allem Lehrpersonen schulten und mit betroffenen Kindern arbeiteten, entwickelte sich nach und nach die Idee, eine Kinderorganisation aufzubauen. Im Jahr 2000 wurde daraus – weil die Jugendlichen es so wollten – nicht einfach eine Vereinigung von Aids-Waisen, sondern die Organisation *Vijana Simama Imara (VSI)*, etwa: «Jugendliche, die aufrecht gehen», und später, für die Jüngeren, die Kinderorganisation *Rafiki Mdogo*. Kurt Madörin, inzwischen einer der führenden Experten für die Unterstützung von Aids-Waisen, lebt jetzt ständig in Nshamba. Seit seiner Pensionierung widmet er sich dem Aufbau des Hilfswerks *Kwa Wazee*, das Grossmüttern, von denen viele für ihre Enkel aufkommen müssen, psychosoziale Unterstützung und eine bescheidene Rente zukommen lässt. Darüber hinaus ist Madörin noch als Berater für *REPSSI (Regional Psycho-social Support Initiative for Children Affected by AIDS, poverty and conflict)* tätig, eine Organisation, welche die modellhaften Erfahrungen von *Humuliza* für ganz Afrika südlich der Sahara nutzbar machen will.

Revocatus ist 17 und wird nächstens die siebte Klasse beenden. Bisher lebte er mit seiner Mutter und seinem kleinen Bruder bei einem Nachbarn. Er ist seit drei Jahren VSI-Mitglied im Cluster Rubyia. Ein Freund hat ihn dort eingeführt. Seine Gruppe hat beschlossen, ihm und seiner Familie ein eigenes Haus zu bauen. Das Holz für die tragenden Haus- teile und das Blech- dach bezahlt ein Humuliza-Fonds,

die Äste für das Flechtwerk stammen aus dem eigenen kleinen Wäldchen, und den Lehm zum Ausfachen produziert er mit seinen Freunden auf dem Bauplatz selbst. Alle legen begeistert Hand an. Es wird viel gelacht, aber konzentriert gearbeitet. Revocatus ist in einer kleinen Gärtner-Gruppe engagiert, die abseits vom Haus auf einem bescheidenen Acker Bittertomaten, Zwiebeln und Kohl anpflanzt. Die Mutter zieht in ihrem Garten Süsskartoffeln, Maniok und Bananen. Das ganze Grundstück ist etwa vier Acre gross. Revocatus hofft, nach der Schule eine Schreinerlehre zu machen.

(Momentaufnahme vom 21.10.2006)

Johanes ist 15 und hat die siebte Klasse beendet. Zur Vorbereitung auf das Eintrittsexamen in die Mittelschule geht er in den Englischkurs bei Humuliza. Johanes lebt bei seiner Tante. Die Eltern sind schon vor Jahren gestorben. Freunde nahmen ihn in die Kindergruppe der Rafiki Mdogo mit. Vor zwei Jahren wurde er als Mitglied des VSI aufgenommen. Dort schätzt er vor allem das Zusammensein mit den andern Jugendlichen, und ganz besonders engagiert er sich in der Fussballmannschaft seines Clusters. Um et-



Viel lachen, viel arbeiten: VSI-Mitglieder in Itongo bauen ein Lehmhaus

was Geld zu verdienen, hält er drei Hennen. Ihre Eier kann er für 80 TSH verkaufen. Obwohl er weiss, dass das fast unmöglich ist, hofft Johanes, dass sein grösster Wunsch in Erfüllung geht: Er möchte Arzt werden (Momentaufnahme vom 21.10.2006)

Neophita ist 14 und geht erst in die fünfte Klasse. Sie lebt mit ihrem Vater. Sie war zwei Jahre bei den Rafiki Mdogo und jetzt auch schon zwei Jahren bei VSI. In der Jugendgruppe findet Neophita die gemeinsamen Spiele besonders toll. Auf dem kleinen Grundstück vor ihrem Haus stehen einige Bananen-Pflanzen. Vor zwei Tagen hat ein Sturm die Stauden zerstört. Sie ist verzweifelt. Die Früchte sind unreif und nicht mehr zu retten. Nun erhofft sie sich Unterstützung von Humuliza. Sie hat sich früh am Morgen in der Hoffnung auf den langen Fussmarsch nach Nshamba gemacht, dass sie im Büro jemanden antrifft, der ihre Not versteht und sie unterstützt. Zu Hause hält Neophita drei Ziegen und vier Hühner. Fleisch und Eier bringen etwas Geld. Neophita möchte nach dem Abschluss der obligatorischen Schulzeit die Mittelschule besuchen und später Lehrerin werden. (Momentaufnahme vom 21.10.2006)

Landwirtschaft lernen

Lightness Mpunga, 28, ist im Humuliza-Team nicht nur für die Selbstverteidigungskurse verantwortlich, sondern – ihrer Ausbildung als Agronomin entsprechend – in erster Linie für die *Mobile Farm School*. Das Konzept, das aus Uganda stammt und von Kurt Madörin für die Bedürfnisse von Humuliza angepasst wurde, soll den Kindern jene Kenntnisse über Ackerbau und Tierhaltung vermitteln, die normalerweise von den Eltern weiter gegeben werden. Die Teilnehmenden treffen einmal im Monat für eine Woche zu theoretischen Unterweisungen und praktischen Übungen zusammen. Das Programm ist streng, die Kinder sind aufmerksam bei der Sache und nehmen aktiv am Unterricht teil. Lightness führt die Klasse aus sechs Buben und drei Mädchen, von denen die meisten die siebenjährige Primarschule abgeschlossen haben, ebenso einfühlbar wie bestimmt.

Am ersten Tag geben die Kinder zuerst reihum Rechenschaft über ihre Tätigkeit in den letzten drei Wochen. Sie lesen ihre Tage-

buch-Einträge vor und berichten dabei vor allem über Pflanzen und Jäten auf ihrer Shamba oder rund ums Haus. Sie lassen dort eine Vielzahl von Gemüsen wachsen. Besonders beliebt sind Tomaten und Auberginen, die man verkaufen kann, Kohl, Karotten, Yams, Mais und Bohnen, die man gewöhnlich im eigenen Haushalt braucht. Da sich viele der Gärten in sumpfiger Umgebung befinden, kommt es häufig vor, dass die Pflanzungen von heftigen Gewittern zerstört werden. Die Kinder diskutieren, was dagegen vorzukehren wäre und empfehlen einander, um die Beete Drainagegräben anzulegen, damit das Regenwasser schnell abfließt.

Lightness kommt auf das Thema des Tages, die Tierhaltung, zu sprechen. Die Kinder sollen Tiere aufzählen, die sich zur Haltung eignen. Sie nennen Ziegen, Hühner, Kaninchen, Schafe, Schweine, Rinder, worauf die Lehrerin sie nach der Schwierigkeit ihrer Haltung ordnet und sich auf die einfachen *mbuzi* (Ziege), *kuku* (Huhn) und *sungura* (Kaninchen) konzentriert. Nach der Stunde erhalten die Schüler Blätter mit der Zusammenfassung der Lektionen. Am Ende des Kurses haben sie ein Handbuch mit den wichtigsten Angaben zum Führen ihrer kleinen Landwirtschaft.

Neben den Theoriestunden haben die Kinder Gelegenheit, das Gehörte



Wenn der Platz fehlt: Gemüse-Beet im Sack

in der Praxis anzuwenden. Sie lernen zum Beispiel, wie man bei Platzmangel aus einem grossen Sack ein mobiles Gemüsebeet machen kann. Dafür wird der Sack, mit Hilfe eines bodenlosen Blechkessels schichtweise in der Mitte mit kleinen Steinen und aussen mit Humus gefüllt. Dann werden aussen quadratische Öffnungen in den Sack geschnitten, in die man die Gemüsesamen legt. Nach dem Pikieren wachsen aus den Öffnungen Zwiebeln, Kohl, Karotten. Humuliza stellt den Kindern die Samen zur Verfügung und versorgt sie auch mit Mais-Saatgut. Jeden Samstag steht ein Assistent von Lightness vor dem Humuliza-Büro zur Ausgabe der Hilfsmittel bereit.

(Momentaufnahme vom 21.10.2006)

Englisch in einem Jahr

Englisch ist der Schlüssel zu einer soliden Ausbildung. Deshalb ist der Englischkurs zur Vorbereitung auf die Mittelschule eine zentrale Errungenschaft von Humuliza. Dank der Unterstützung der Organisation können sich überdurchschnittlich viele VSI-Mitglieder für die Mittelschule qualifizieren. Der Lehrgang ist anspruchsvoll und hart: ein Jahr lang, fünf Stunden pro Tag, fünf Tage pro Woche. Dionisia Raymond, die Lehrerin, ist mindestens so hoch motiviert wie ihre Schülerinnen und Schüler. Denn auch sie hat ehrgeizige Pläne. Sie hat sich für ein Jahr bei Humuliza verpflichtet und auch eine Ausbildung in psychosozialer Unterstützung gemacht. Die Erfahrung, ist sie überzeugt, werde ihr die Zulassung zum Medizinstudium erleichtern. Denn Dionisia möchte Ärztin werden. Mit der Unterstützung ihres Vaters und dank einem Stipendium sollte sich ihr Traum verwirklichen lassen. Geld sei das Wichtigste, sagt sie. Wer keines habe und weitab auf dem Land lebe, dem nütze aller Fleiss und alle Intelligenz nichts.

(Momentaufnahme vom 21.10.2006)



Vielseitig: Kursleiterin Lightness Mpunga

Selbstverteidigung

Wer sich selbst verteidigen kann, gewinnt nicht nur an Selbstsicherheit, sondern verschafft sich auch Respekt. Beides ist für die Mädchen in Nshamba von unschätzbarem Wert. Lightness Mpunga ist für die Selbstverteidigungskurse verantwortlich. Längst ist der Andrang so gross, dass sie nicht mehr alle Trainings selbst leiten kann. Sie musste Helferinnen ausbilden, die in den Siedlungen der Umgebung eigene Kurse anbieten können. Trotzdem gibt es immer noch zu wenig Plätze. Vorbei ist die Zeit, als manche Mädchen das Training heimlich besuchten, weil Grossmütter oder andere Respektspersonen die Turnerei für unschicklich hielten. Mit Geduld gelang es Lightning, sie vom grossen Wert der Kurse zu überzeugen. Sie gaben sogar den Widerstand dagegen auf, dass die Mädchen auf dem Weg zum Kursort in der Öffentlichkeit Hosen trugen. Das galt früher als völlig unmöglich. Anständige Mädchen haben einen Rock zu tragen, basta! «Natürlich hätten sie sich umziehen können», lacht Lightness, «aber sie fanden es einfach cool, ein bisschen provozierend aufzutreten.» Um Unstimmigkeiten gar nicht erst entstehen zu lassen, werden die Betreuenden jetzt in einem persönlichen Gespräch informiert, wenn sich ein Mädchen anmeldet. (Momentaufnahme, 21.10.2006)



Streng geregelte Geschäfte mit Akiba, Mahafa und OVC: VSI-Banker, Kunden

Eine eigene Leih- und Sparkasse

Denis ist 23 und leitet als Begleiter (attendant) die VSI-Bank. Noch als VSI-Mitglied hat er 2002, nach einem Einführungskurs durch den damaligen Humuliza-Buchhalter, die Mitverantwortung für die Bank übernommen, die ihren Schalter jeden Samstag für einige Stunden öffnet. Es gibt persönliche Konten der Mitglieder, «Akiba» genannt; dann Gruppen-Konten des Typs «Mahafa» und den Hilfsfonds «OVC», der vom Humuliza-Team verwaltet und mit Beiträgen der Mitglieder und ihrer Bezugspersonen geäufnet wird. Die Regeln sind streng. Schwindeleien wie sie zu Beginn vorkamen, sollen ausgeschlossen werden. Auszahlungen aus den persönlichen Konten müssten jetzt begründet werden, erläutert Denis. Die Mahafa-Konten dienen Gruppen von zwei, drei Kindern für ihre kleinen Geschäfte. Die Mitglieder müssten ihre Aktivitäten und Bedürfnisse diskutieren und könnten dann einen rückzahlbaren, zinslosen Kredit beantragen, der ihnen eigenes Einkommen ermöglicht. Wer die Schuld rechtzeitig begleicht, erhält zehn Prozent Rabatt! Zweck des Darlehens und Zeitpunkt der Til-

gung werden schriftlich festgehalten und mit den Unterschriften der Beteiligten besiegelt.

Wenn Denis Ende Jahr die Verantwortung für die Bank an jüngere VSI-Mitglieder übergeben hat, möchte er sich weiterbilden. Er brauche «eine neue Herausforderung», sagt er im Stil eines gestandenen Managers. Er möchte nach Mombasa in Kenya gehen, wo, wie er hörte, ein lokales Hilfswerk dabei sei, das Humuliza-Modell zu adaptieren. Er denkt, er könne sich dabei mit seiner VSI-Erfahrung nützlich machen und gleichzeitig seine Kenntnisse im Bankwesen verbessern und einen Computerkurs besuchen. Denn ohne Zweifel: Denis will Banker werden. Seine Grossmutter unterstützt den Plan. Er lebt bei ihr seit er sechs Jahre alt ist und seine Mutter starb. Den Vater hatte er schon vier Jahre früher verloren. Bis jetzt kann er seiner Oma nur beistehen, indem er Holz für sie sammelt und ihr Wasser holt. Wenn er einmal einen Job hat, will er sie endlich auch mit Geld unterstützen, freut er sich, «um ihr zu helfen, wie sie mir geholfen hat, als ich jünger war».

(Momentaufnahme vom 23.11.2006)



Auf blosser Erde ohne Decke: Schadhafes Haus der Geschwister ohne Eltern

Kinderhaushalt

Loch im Dach und Loch im Bauch

Ihre Eltern haben Elidius, 21, Neophita, 16, und Antidius, 14, vor dem Eingang zu ihrem kleinen, schiefen Backsteinhaus bestattet. Auf den Gräbern pflanzen sie Blumen. Der Boden ihres kahlen Wohnraums ist mit einer dünnen Schicht Heu bedeckt. Das trockene Gras soll etwas Behaglichkeit vermitteln und vor allem die Feuchtigkeit aus dem gestampften Lehm aufnehmen. Seit zwei Jahren sind die Geschwister auf sich selbst gestellt. Die jüngeren gehen zur Schule und Elidius schreinert Türen und Fenster, wenn er sich einen Auftrag ergattern kann. Das ist schwer. Denn es gibt viel zu viele Holz-Handwerker in der Gegend, seit eine wohlmeinende Hilfsorganisation eine Lehrwerkstatt eingerichtet hat und die Jungen mit Werkzeug versorgt. An ein regelmäßiges Einkommen ist nicht zu denken. Ihre Grossmutter, die in der weiteren Umgebung wohnt, kann ihnen auch nicht helfen. Sie hat selber nur knapp genug zum Überleben. Auf

dem winzigen Grundstück pflanzen die Kinder Yams, Maniok und Bananen an und halten zwei kleine Ziegen. Ohne Humuliza wären sie verloren. Damit sie Maismehl kaufen können, gibt ihnen die Organisation jeden Monat 10'000 Shilling (knapp 10 Franken). Das bewahrt sie vor dem Verhungern, aber nicht vor Hungergefühlen. Schlimmer als das Loch im Bauch, sagt Elidius, sei das klaffende Loch im Blechdach, durch das der Regen ungehindert herein prasselt. Schwer erträglich sei auch, dass sie nichts hätten, um sich in kühlen Nächten zuzudecken. Dass sie auf der blossen Erde schlafen, ist ihm nicht der Rede wert. Wegen des schadhaften Dachs habe er bei Humuliza Hilfe beantragt und danach auch eine Delegation des Bauausschusses empfangen. Doch sein Antrag sei abgelehnt worden. Nun ist er froh zu hören, dass er es noch einmal versuchen soll, denn das Dach ist offensichtlich in einem erbärmlichen Zustand. Eigentlich müsste es ganz neu gedeckt werden. Doch die dafür nötigen 250'000 Shilling würden das bereits überstrapazierte Baubudget von Humuliza sprengen. Wahrscheinli-



Gelegenheitsarbeit in der Freiluft-Werkstatt: Elidius an der Hobelbank

cher ist deshalb, dass nächstes Jahr ein neues Haus gebaut wird. Die Mitglieder des VSI-Clusters werden Elidius und seinen jüngeren Geschwistern beim Neubau kräftig unterstützen. Neophita ist Mitglied der VSI, macht aber in keiner Projektgruppe mit – anders als ihr grosser Bruder, der weiter seiner *farm group* angehört und mit seinen Freunden auf der gemeinsamen Shamba Mais und Maniok pflanzt. Antidius ist trotz seiner 14 Jahre noch bei den Rafiki Mdogo und hofft, bald in die

VSI-Gruppe aufgenommen zu werden. Dass die drei Geschwister in ihren prekären Verhältnissen ausharren, hat mit der Angst vor dem Verlust des Hauses zu tun. Sie wären nicht die einzigen, bei denen sich Nachbarn oder entfernte Verwandte bedienen würden, wenn sie dazu Gelegenheit erhielten.

(Momentaufnahme vom 22.10.2006)

Psychosoziale Hilfe für Aids-Waisen

Masstab für das 13 Länder im südlichen Afrika

REPSSI: Der Name ist der Auftrag. Die *Regional Psycho-Social Support Initiative for Children affected bei Aids, Poverty and Conflict* hat sich vorgenommen, im Bereich der psychosozialen Hilfe (PSS) zur massgebenden Instanz im östlichen und südlichen Afrika zu werden.

In Zusammenarbeit mit mehr als 140 Hilfswerken bildet sie PSS-Kursleiterinnen und -Kursleiter aus, entwickelt Lehrgänge und Handbücher und setzt sich bei den Regierungen der 13 Länder, in denen sie tätig ist, für die Anerkennung von PSS als Grundrecht und als wesentliches Element der Sozialpolitik ein. Das Hauptquartier in Johannesburg ist als Regionalvertretung neben Südafrika auch für Angola, Moçambique, Lesotho und Swasiland zuständig, die Vertretung in Lusaka neben Sambia auch für Malawi und Namibia, das Büro in Dar es Salaam neben Tansania auch für Kenia und Uganda und die Niederlassung in Bulawayo neben Simbabwe auch für Botswana.

REPSSI hat ihren Ursprung im Versuch der zwei Schweizer Entwicklungshelfer Stefan Germann und Kurt Madörin, ihre Konzepte der Unterstützung von Aids-Waisen zu bündeln und ihre Erfahrungen für Andere nutzbar zu machen. Germann für die *Heilsarmee* in Simbabwe und Madörin für *Terre des Hommes Schweiz* in Tansania begannen Mitte der neunziger Jahre unabhängig von einander ihre Ideen in Pilotprojekten zu realisieren. Der eine setzte auf ein zentrales Kursangebot in dem eigens dafür errichteten *Masiye Camp*, der andere auf die Lehrerausbildung und später auf die Selbstorganisation der Aids-Waisen im Dorf Nshamba. Das zentrale Anliegen war bei beiden gleich: Die vom Verlust ihrer Eltern traumatisierten und als Waisen ökonomisch und sozial benachteiligten Kinder brauchten neben materieller Hilfe

auch mentale Unterstützung. Im Oktober 2000 stellte Kurt Madörin sein Programm in einem Workshop im *Masiye Camp* vor. Bei einem zweiten Treffen im folgenden Jahr, an dem neben Praktikern der Aids-waisen-Hilfe, Hilfswerkvertretern und Wissenschaftlern auch Kinder und Jugendliche teilnahmen, entstand der Plan für REPSSI. «Bis dahin», erinnert sich Stefan Germann, «war die psychosoziale Unterstützung für von Aids betroffene Kinder und Jugendliche eine Sache einzelner Helfer gewesen, die sich ad hoc engagierten. Viele fühlten sich angesichts der übermenschlichen Aufgabe überfordert.» Der Plan, die verschiedenen Ansätze unter einen Hut zu bringen und den in der Region tätigen Hilfswerken durch eine neue Organisation fundierte und in der Praxis erprobte PSS-Konzepte zu vermitteln, wirkte befreiend. Im Januar 2002 wurden Unterstützungsanträge versandt, zwei Monate später taten sich die Entwicklungshilfe-Agenturen der Schweiz und Schwedens, Deza und SIDA, mit der *Novartis Stiftung* in einem Geldgeber-Konsortium zusammen, und schon im Mai 2002 waren die ersten Stellen besetzt. Seither wuchs die Organisation in atemberaubendem Tempo – bis klar wurde, dass sie mit den ständig steigenden Anforderungen nicht Schritt halten konnte. Das Leitungsteam musste lernen, Prioritäten zu setzen, und die Geldgeber mussten einsehen, dass die Führungskräfte zusätzliche professionelle Förderung benötigten. Nur so kann REPSSI Regierungen und Hilfsorganisationen in den 13 Ländern des östlichen und südlichen Afrika so mobilisieren, dass sie bis 2010 das psychosoziale Wohlbefinden von fünf Millionen von Aids, Armut und Gewalt betroffenen Kindern und Jugendlichen sicherzustellen in der Lage sind.

REPSSI-Regionalvertretungen

Sendboten der psychosozialen Hilfe

Aus dem Dachgeschoss im alten Postgebäude am Hafen von Dar es Salaam organisieren Peter Massesa als Koordinator für Ostafrika, Edwick Mapalala als Programm-Managerin und Karesma Mushi als Administratorin die vielfältigen REPSSI-Aktivitäten in Tanzania, Kenya und Uganda.

«Unser Hauptgeschäft», sagt der gleichermaßen als Pädagoge und NGO-Manager erfahrene Peter Massesa, «heißt Ausbildung. Wir bilden Auszubildende in allen Aspekten der psychosozialen Unterstützung für Kinder aus, denen Aids und andere Traumata das Leben besonders schwer machen.» Die Ausbildung von Instruktor:innen, sogenannten Regional Facilitators (Refa), geschieht im Rahmen eines umfassenden Kursangebots, das alle Aspekte des Psycho-social support (PSS) abdeckt. Das Konzept, ausgewählte Kinderhilfswerke, die in erster Linie materielle Hilfe leisten, einige ihrer Mitarbeitenden in mehrtägigen REPSSI-Seminaren zu PSS-Auszubildenden zu lassen, die das Gelernte anschließend in der eigenen Organisation weitergeben, bewährt sich, betont Peter Massesa. Und die gelernte Sozialarbeiterin Edwick Mapalala, die als Programmreferentin den engsten Kontakt zu den Partnerorganisationen in den drei ostafrikanischen Ländern pflegt, bestätigt, es sei «überraschend, wie schnell das durch die Refas vermittelte Wissen nach unten sickert». Im Fall des in Kenya beteiligten Hilfswerks führte

die Zusammenarbeit mit REPSSI dazu, dass es nun sowohl für die Regierung als auch für internationale Organisationen wie Unicef als wichtigster Ansprechpartner in PSS-Belangen gilt. Kein Wunder, dass auch in den anderen Ländern etliche Hilfswerke die Zusammenarbeit mit REPSSI ausweiten möchten. Dass sie dafür – was eigentlich auf der Hand läge – auch bereit sein sollten, etwas zu zahlen, sehen allerdings die wenigsten ein. Das habe wohl damit zu tun, dass Geldgebern und Spendern dieser Organisationen die Notwendigkeit psychosozialer Hilfe weit weniger leicht zu vermitteln sei, als die Verteilung von Lebensmitteln an Hungernde oder von Kleidern an Vertriebene, vermutet das REPSSI-Team.

Peter Massesa macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass für REPSSI das Lobbying für PSS ein zweites wichtiges Aktionsfeld darstelle. Vor allem die Regionalvertretungen verbreiteten die Botschaft, dass PSS zu einem selbstverständlichen Bestandteil jeder Kinderhilfe werden müsse. Indem sie mit den wichtigsten Zusammenschlüssen von Hilfswerken intensive Kontakte pflegten, hätten sie auf diesem Gebiet im letzten Jahr bedeutende Fortschritte erzielt. REPSSI könne die Partner auch bei der Übernahme geeigneter Programme unterstützen. So habe zum Beispiel eine in Kenya tätige Organisation das von Humuliza in Tanzania entwickelte Programm der jugendlichen Selbstverwaltung in Mombasa und Nairobi eingeführt. Humuliza ihrerseits übernahm aus Uganda das Konzept der mobilen Bauernschule – was wiederum zur Folge hatte, dass REPSSI die Idee in ihre wachsende Dokumentation über Me-

thoden und Praktiken des PSS aufnahm und so für ihre weitere Verbreitung sorgte.

Auch die Regierungen machen inzwischen regen Gebrauch von der Expertise, die sich bei REPSSI angesammelt hat. Immer häufiger würden sie zu Konsultationen und Stellungnahmen verschiedener Ministerien eingeladen, freut sich Massesa. Alle Länder der Region verfügten inzwischen über einen Aktionsplan zur Unterstützung von Aids-Waisen. Und bei den zuständigen Behörden sei der Wille durchaus vorhanden, auch konkret etwas zu leisten. Ob allerdings alle Versprechen tatsächlich umgesetzt würden, sei unsicher. Edwick Mapalala betont, wie wichtig das Networking sei. In dieser Beziehung könnten die einzelnen Hilfswerke noch mehr tun. Oft behielten sie Erfahrungen für sich, die für andere wichtig und nützlich sein könnten. Vor allem kleinere Organisationen neigten dazu, sich abzuschotten – als ob ihnen beim Austausch etwas von ihrem Know-how abhanden kommen könnte. «Dabei», meint sie, «wären diese Organisationen doch verpflichtet, die Kenntnisse, die sie bei uns erwerben, mit anderen zu teilen.»

Ein weiteres Feld für zusätzliche Anstrengungen sieht Edwick Mapalala bei der Weiterbildung von Lehrern und Sozialarbeitern. Während sich die Ausbildung des Lehrpersonals in den meisten Ländern Afrikas leider ganz auf die Pädagogik konzentrierte, würden Sozialarbeiter immerhin ansatzweise mit den Grundlagen der Seelenkunde vertraut gemacht. Von der Notwendigkeit und den Methoden psychosozialer Unterstützung hätten beide Berufsgruppen aber noch wenig Ahnung. Bis die

Curricula angepasst seien, sollten sie deshalb, die Möglichkeit erhalten, das Manko in Fortbildungskursen zu beheben. Das brauche einen langen Atem, warnt Edwick Mapalala, da die Ausbildung beider Berufe in jedem Land nach eigenen Regeln ablaufe. Erste Erfahrungen zeigten aber, wie lohnend die Anstrengung sei.

Über die eigenen Defizite sprechen die REPSSI-Leute offen. Es wäre gut, findet Peter Massesa, finanziell schwachen Hilfswerken dabei zu helfen, ihre Fähigkeiten und Kenntnisse auf dem Gebiet des PSS auch wirklich zu nutzen. Es mache doch wenig Sinn, Refas auszubilden, die später wegen Geld- oder Personalmangels nicht zum Zuge kämen. Als mangelhaft empfindet er auch noch die Qualitätskontrolle. Es sollte möglich sein, die Refas regelmäßig zu Wiederholungskursen anzubieten, um ihr Können à jour zu halten. Ins gleiche Kapitel gehöre die ständige Fortbildung der REPSSI-Mitarbeitenden. Sie sollten alle die ganze Palette der Lehrgänge durchlaufen, die REPSSI den Partnerorganisationen anbiete.

Was die Arbeit im weit verstreuten REPSSI-Team angeht, sind Peter Massesa und Edwick Mapalala des Lobes voll. Der Kontakt zur Zentrale in Südafrika und zu den Niederlassungen in den Regionen funktioniere hervorragend, und der Teamgeist im eigenen Büro könne nicht besser sein. Ganz besonders lobten sie die von Novartis offerierten Management-Kurse. Sie profitierten täglich von dem Wissen und den Kenntnissen, die ihnen dort vermittelt worden seien.

(Momentaufnahme vom 19.10.2006)

«Psychosoziale Hilfe zum Allgemeingut machen»

Interview mit der REPSSI-Geschäftsführerin Noreen Huni

Frau Huni, was versteht REPSSI unter psychosozialer Unterstützung?

Wir sprechen von psychosozialer Hilfe und Unterstützung. Unser Fokus ist das seelische und soziale Wohlbefinden des Kindes, beide Komponenten gehören zusammen. Wir wollen den Zusammenhalt in den Familien ebenso stärken wie das Zusammengehörigkeitsgefühl in den Dorfgemeinschaften. Und selbstverständlich wollen wir die Kraft stärken, die in jedem Kind selbst steckt.

Ihre Organisation arbeitet derzeit in 13 verschiedenen Ländern südlich der Sahara mit Dutzenden Partnerorganisationen. Verstehen alle überall dasselbe unter psychosozialer Hilfe?

Ja, alle auf ihre Weise. REPSSI entstand mit dem Ziel, überall klar zu machen, dass Hilfe für Kinder, die von Aids, Gewalt und Armut betroffen sind, umfassend sein muss. Es genügt nicht, ihnen ein Dach über dem Kopf zu geben, Kleider und Nahrungsmittel zu verteilen, sie zu impfen. Die sozialen und emotionalen Bedürfnisse müssen ebenfalls befriedigt werden.

Wie kann das geschehen? Ist nicht schon die Verteilung von Nahrungsmitteln, von Kleidern und Schuhen enorm wichtig? Oder die Ermöglichung des Schulbesuchs?

Ganz gewiss, aber noch nicht in einem umfassenden Sinn. Erst wenn Initiativen dazu kommen, wie sie Humuliza mit der Selbstorganisation von Kindern und Jugendlichen entwickelt hat, wird der Ansatz richtig umfassend. Wenn eine Grossmutter bei ihrer Enkelin sitzt und mit ihr spricht, wenn ein Grossvater seinen Enkel zur Schule begleitet, dann ist das psychosoziale Hilfe. Das müssen wir unterstützen, in den Familien, in den Schulen und bei den Hilfswerken. Es ist dieser umfassende Ansatz, den wir allen, die sich für Kinder engagieren, bewusst machen wollen.



Noreen Masilwa Huni wurde in Rusape (Zimbabwe) geboren. Ursprünglich Hebamme und Krankenschwester in leitenden Positionen in Harare, bildete sie sich zur Expertin für Gesundheitserziehung und Familienplanung weiter, studierte Erwachsenenbildung und erwarb ein Bachelor- und ein Masterdiplom. Bevor sie 2003 mit dem Aufbau von REPSSI begann, war sie Beraterin und Programm-Verantwortliche für mehrere nationale, regionale und internationale Organisationen, vor allem im Bereich der Hauspflege von Aidskranken und Aids-Waisen. Neben der Leitung von REPSSI ist Noreen Huni weiterhin in mehreren Beratungs- und Ausbildungsfunktionen für das Ministerium für Gesundheit und Kinderwohlfahrt in Zimbabwe tätig.

Arbeitet REPSSI ausschliesslich mit NGOs, mit Kinderhilfe- und Entwicklungsorganisationen zusammen, oder nimmt sie auch die Regierungen in die Pflicht?

Am Anfang waren es nur Institutionen der Zivilgesellschaft, die wir in unsere Anstrengungen einbezogen. Das hat sich geändert: Nun versuchen wir, gleichzeitig auch auf Regierungen, speziell auf die für Kinder verantwortlichen Ministerien, sowie auf Uno-Organisationen einzuwirken.

Das heisst: REPSSI führt weder eigene Projekte durch noch beauftragt sie eine andere Organisation damit?

Genau. REPSSI ist keine Hilfsorganisation. Wir verstehen uns vielmehr als eine Art Lobby für die psychosoziale Unterstützung von Kindern. Wo wir direkt mit einzelnen Hilfswerken...

...wie mit Humuliza...

... zusammenarbeiten, tun wir das, weil sie, wie Humuliza, beispielhafte Konzepte entwickelte und weiter entwickelt, die geeignet sind, von andern übernommen zu werden.

Welches sind die Herausforderungen für eine junge Organisation wie REPSSI angesichts der riesigen Erwartungen, denen sie sich gegenüber sieht?

Die erste und entscheidende war der Übergang von einem Projekt in eine funktionsfähige Organisation. Nun müssen wir beweisen, dass unser dezentrales Konzept richtig ist, und wir müssen unsere Management-Kenntnisse erweitern. Nur so wird man uns als Experten anerkennen. Und nur so haben wir die Chance, unsere Überzeugung zum Allgemeinut zu machen, dass psychosoziale Hilfe von materieller Unterstützung nicht zu trennen ist.

(Momentaufnahme vom 27.9.2006)